Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 4. 7. 1937 | Nr. 27

Walter Flex / Zu seinem 50. Geburtstag am 6. Juli 1937.

Zwei dichterische Begabungen hervorragenden Ranges hat der Weltkrieg vom deutschen Volk gefordert: An seinem Beginn fiel Hermann Löns auf der Höhe seines Dichterruhms in den Septembertagen 1914 auf französischem Boden; Walter Flex traf drei Jahre später im Oktober 1917 auf der Insel Ösel in der Ostsee eine russische Gewehrkugel tödlich. Beider Leben ward durch ihren Heldentod erfüllt und sprechen wir von dem einen, dann finden die Gedanken alsbald den andern; Kameraden der Leyer, Kameraden der Pflicht, Kameraden im Tode.

Zwei Millionen deutsche Gedichte aus der Zeit des Weltkrieges zählt man. Nur wenige haben die vier Kriegsjahre überdauert und sind im Gedächtnis des ganzen deutschen Volkes erhalten geblieben. Unter ihnen vor allem die Werke von Walter Flex. Das gesamt lyrische Schaffen des Dichters, mit seinen anderen dichterischen Schöpfungen, Dramen, Novellen und Erzählungen vereint, liegt nun in den „Gesammelten Werken" vor uns, die erst kürzlich im Verlag C. H. Beck in München in vierter, wesentlich erweiterter Auflage erschienen sind. Sie umfassen nun alle in Buchform erschienenen Werke des Dichters. Wieder, wie in den früheren Auflagen, führt uns eine feinsinnige Würdigung aus der Feder des einzig überlebenden Bruders Dr. Konrad Flex in das Wesen des Dichters ein.

Der am 6. Juli 1887 zu Eisenach geborene Walter Flex stammt väterlicherseits aus schlesischem Bauernblut, noch heute ist in der Nähe von Görlitz der Name Flex häufig zu finden. Seine Mutter Margarete war aus Rawitsch in Posen gebürtig, aus jenem Ort, in dem Walter Flex als Kriegsfreiwilliger zum ersten Mal Soldatendienst tat. Zusammen mit drei Brüdern (Konrad, Martin und Otto) wuchs er auf; zwei von ihnen ließen gleich ihm ihr Leben für Volk und Vaterland. Beide Eltern starben vorzeitig, auch sie Opfer des Weltkrieges, denn an ihrem Tode hatte „zum Teil die Unterernährung infolge der englischen Hungerblockade" schuld. Der Mutter mag auch der Tod von drei Söhnen das Herz gebrochen haben; sie starb schon im Herbst 1919.

Der besonders durch seine Leistungen im Deutschen hervorragend begabte Knabe besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt Eisenach, um nach der 1906 abgelegten Reifeprüfung die Hochschule in Erlangen zu besuchen. Als Sohn eines Burschenschafters — sein Vater, der Gymnasialprofessor Dr. Rudolf Flex, war Jenenser „Armine" — wurde er „Bubenreuther". Studentische Fröhlichkeit, Fechtfreudigkeit — sprach er doch selbst von 17 Mensuren — dabei ein vorzüglicher Turner und Schwimmer, schließen Erkenntnisse nicht aus, wie sie uns für diese Zeitspanne seines Lebens aus seinem „Wolf Eschenlohr" wohlbekannt sind. Wer hat sich im Kreise von Studenten in der Vorkriegszeit, jener Zeit des machtvoll aufstrebenden Reichs, in dem es an materiellen Gütern keinem seiner Bewohner mangelte, mit Gedanken beschäftigt, wie die, die Flex in die Worte kleidete: „Wir haben bisher auf unserem Weg immer zu viel auf die eigenen Füße und zu wenig in die Gesichter der anderen gesehen . . . Es hat mancher gute Junge aus gutem Hause, der auf deutschen Hochschulen die Gassen mit seinen papageienfarbenen Lustigkeiten füllt, keine Ahnung, wie das Echo seiner leichten Schritte in den Dachkammern hallt, wo die ärmeren Brüder sitzen und mit verschlossenen Lippen lauschen."

Nach Abschluß seines Studiums, das er als Doktor der Philosophie 1911 beendet, wird er Lehrer bei der Gräfin Bismarck in Varzin. Als Sohn eines glühenden Bismarck-Verehrers, der sein Vater zeitlebens gewesen ist, sagt ihm innerlich gerade dieser Posten besonders zu. Obschon durch eine Sehnenschwäche der rechten Hand ursprünglich zum Kriegsdienst untauglich, meldete sich der 27jährige 1914 sofort kriegsfreiwillig. Schon ein Jahr später erschienen seine ersten Kriegsdichtungen, die rasch größte Verbreitung fanden. Flex kämpft als Musketier zuerst in den Argonnen und dann als junger Leutnant im Osten bei Wilna und am Narotschsee. Nach kurzer Verwendung in Berlin, wo er sich kriegswissenschaftliche Sporen verdient, macht Flex 1917 die Eroberung Rigas mit. Bei der Besetzung der Insel Ösel stirbt er am 16. Oktober an den Folgen einer am Vortag erlittenen schweren Verwundung.

Schon in seiner „Abiturientenrede" fallen uns ungewohnte Töne auf. In dem in die vorliegende Auflage zum ersten Mal aufgenommenen Auszug heißt es: „Nicht der Patriotismus ist der wahre und schönste, der aufflammt in den Zeiten der Gefahr, wie der Blitz aus gewitterschwangeren Wolken . . . Der vaterländische Gedanke muß uns lebendig im Blut kreisen, er muß unser Lebensgedanke werden. Er muß uns so ins Wesen übergehen, daß wir ihn nicht mit Worten am Sonntag spazieren führen, sondern ihn täglich leben." Schon als 19jähriger ist er allem Äußerlichen und Oberflächlichen abhold — wir schreiben das Jahr 1906 Wilhelminischer Epoche — und schon damals ist ihm der Gedanke lebendig, den sein Ernst Wurche später in die ewige Wahrheit kleidet: „Leutnantdienst tun heißt seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon".

„Der Wanderer zwischen beiden Welten" ist das Bekenntnisbuch von Walter Flex; es ist das schönste Denkmal der Freundestreue, das er dem ihm im Tode vorangegangenen Freund setzen konnte. In 420 000 Exemplaren lebt es im deutschen Volk und gibt Kunde von dem Geist einer Jugend, die im Glauben an Deutschland kämpfte und opferte. Wo immer deutsche Menschen im Glauben an eine Idee Schweres auf sich nehmen, Gefahren und Entbehrungen freiwillig erdulden, an ihnen größer und tiefer werden, da ist sein „Wanderer" Ernst Wurche unter ihnen. „Rein bleiben und reif werden — das ist schönste und schwerste **Lebenskunst.**"

Neben diese Erzählung tritt ihr an künstlerischer Gestaltung ebenbürtig, die leider unvollendet gebliebene Kriegsnovelle „Wolf Eschenlohr". Noch die Gedanken des sterbenden Dichters beschäftigten sich mit diesem Werk, dessen Handschrift die tödliche Kugel durchbohrt hatte. Bloß die beiden ersten Kapitel sind vollendet, aber sie lassen bereits des Dichters Plan erkennen, in „Wolf Eschenlohr" zu den durch den Krieg aufgeworfenen Fragen ethischer und religiöser Art endgültig Stellung zu nehmen. Diese beiden Werke zusammen mit seinen Dramen „Klaus von Bismarck", „Lothar" und „Demetrius", geben uns bereitwillig Aufschluß über des Dichters Weltanschauung. Schon eingangs wurde darauf hingewiesen, wie Flex bei Behandlung des sozialen Problems seiner Zeit weit voraus eilte. Die Deutung, die er seinem „Demetrius" gibt, könnte sie nicht ein Bekenntnis von heute sein? „Daß das Leben des Individuums nur dann einen Inhalt hat, wenn es ein

> Wildgänse rauschen durch die Nacht
> Mit schrillem Schrei nach Norden —
> Unstete Fahrt! Habt acht, habt acht!
> Die Welt ist voller Morden.
>
> Fahrt durch die nachtdurchwogte Welt,
> Graureisige Geschwader!
> Fahlhelle zuckt, und Schlachtruf gellt,
> Weit wallt und wogt der Hader.
>
> Rausch' zu, fahr' zu, du graues Heer!
> Rauscht zu, fahrt zu, nach Norden!
> Fahrt ihr nach Süden übers Meer —
> Was ist aus uns geworden!
>
> Wir sind wie ihr ein graues Heer
> Und fahr'n in Kaisers Namen,
> Und fahr'n wir ohne Wiederkehr,
> Rauscht uns im Herbst ein Amen!
>
> Walter Flex

Rad im Getriebe des Ganzen ist." Wo sprach einer seiner Zeitgenossen ähnliche Wahrheiten aus wie diese, in denen Flex dem Gedanken der sozialen Führerschaft die ergreifend schöne Fassung verleiht: „Nur wer beherzt und bescheiden die ganze Not und Armseligkeit der Vielen, ihre Freuden und Gefahren mitträgt, Hunger und Durst, Frost und Schlaflosigkeit, Schmutz und Ungeziefer, Gefahr und Krankheit leidet, nur dem erschließt das Volk seine heimlichen Kammern, seine Rumpelkammern und seine Schatzkammern. Wer mit hellen und gütigen Augen durch diese Kammern hindurchgegangen ist, der ist wohl berufen, unter die Führer des Volkes zu treten."

Eine wesentliche Bereicherung hat die vorliegende Auflage der „Gesammelten Werke" dadurch erhalten, daß des Dichters Lyrik durch die Aufnahme seiner Gedichtsammlung „Im Wechsel" und „Sonne und Schuld" nunmehr wieder vollständig uns vor Augen geführt wird. Wie es bei einem aufstrebenden Talent — „Im Wechsel" ist bereits 1910 erschienen und enthält Gedichte, die bereits in Flexens Gymnasialzeit zurückreichen — nicht anders zu erwarten ist, sind nicht etwa die nunmehr in seltener Geschlossenheit vorliegenden lyrischen Schöpfungen Kunstwerke gleicher Formenschönheit und Tiefe des Inhalts. Dagegen sind gerade die Gedichte aus der Zeit des Krieges im Gegensatz zu dem überheblichen und oberflächlichen Ton, der dem Durchschnitt der Gedichte aus dieser Zeit innewohnt, Ausdruck eines ehrlichen und tiefen Gefühls. Auch die Form versteht Flex dort wie kein Zweiter zu meistern. Besonders die Jugend unseres Volks kennt und liebt diese Lieder des Krieges. Nicht allein um des Heldentodes seines Schöpfers willen, sondern darum, weil sie von dem künden, was der Jugend von Langemarck selbst innerlich verhaftet ist.

Weniger bekannt sind die Dramen des Dichters. Hier ist als das künstlerisch wertvollste seine Kanzlertragödie „Claus von Bismarck" zu nennen. Ein zweiter „getreuer Diener seines Herrn" wird hier dem deutschen Schrifttum geschenkt. Viele Charaktereigenschaften des Helden dieser Tragödie erinnern an seinen großen Nachfahren. In dem Konflikt des Individuums mit der Gemeinschaft, der er durch Geburt und Tradition angehört und von der er sich auf Grund höherer Pflicht zum Wohl des großen Ganzen trennen muß, besteht die tragische Idee dieses hervorragenden Kunstwerks. Viel zu wenig haben bisher deutsche Theater dieses überaus bühnenwirksame Werk zur Aufführung gebracht.

Haben wir schon die Bedeutung „Wolf Eschenlohrs" und insbesondere die des „Wanderer zwischen beiden Welten" gebührend hervorgehoben, so wollen wir darüber nicht das sonstige Prosaschaffen des Dichters vergessen. Da fesseln den Leser vor allem sieben Novellen, die aus der Beschäftigung mit der Bismarckschen Familiengeschichte hervorgingen und die sodann unter dem Titel „Zwölf Bismarcks" 1913 erschienen sind. Auch sie sind zum ersten Mal in die vorliegende vierte Auflage aufgenommen worden. Flex versteht es, in dieser Erzählung ein bunt bewegtes Bild deutscher und europäischer Kulturgeschichte durch vier Jahrhunderte vorzuführen. Künstlerisch bedeutender noch als diese sind seine Gedichte und Geschichten aus dem 30jährigen Krieg, „Wallensteins Antlitz". Hier ist in formvollendeter Sprache ohne überflüssiges Beiwerk in erschütternden Bildern die ganze Tragik des Deutschland verheerenden Krieges vermittelt. Wer diese Erzählungen einmal gelesen hat, der holt sie immer wieder hervor.

Wenn je ein Jüngling durch das Kriegserleben zum Mann gereift wurde, so ist dies bei Walter Flex der Fall gewesen. Hiervon legen seine Kriegsdichtungen, vor allem aber die ebenfalls im Verlag Beck in München vor einigen Jahren erschienenen „Briefe" des Dichters ein vollgültiges Zeugnis ab.

Scheue Verehrung bringt Flex seiner Mutter entgegen. Mit brüderlicher Liebe hängt er an seinen Geschwistern, insbesondere an seinem gefallenen jüngsten Bruder, dem „Petzlein", wie er in der Familie genannt wurde. Dem Freund Wurche setzt er durch seinen „Wanderer" ein literarisches Denkmal der Freundestreue und Liebe. Seinem Volk und Vaterland aber war sein ganzes Werk und sein Leben geweiht. „Es ist nichts damit getan, sittliche Forderungen aufzustellen, sondern man muß sie an sich vollstrecken, um ihnen Leben zu geben." Walter Flex hat als Künstler und Mensch dieser von ihm selbst aufgestellten Forderung gegenüber nicht versagt. Er war ihr getreu bis in den Tod.

Nach der „Deutschen Akademiker-Zeitung", Wien.

Der Wanderer zwischen beiden Welten.

Vor 22 Jahren:

Walter Flex feiert seinen Geburtstag an der Ostfront.

Der Held des unsterblichen Kriegserlebnisses von Walter Flex „Der Wanderer zwischen beiden Welten" ist **Ernst Wurche**, geboren am 24. November 1894 als Sohn unserer Heimat in Rawitsch, im Posener Lande. Als Student der Theologie zog unser junge Landsmann kriegsfreiwillig im Inf.-Reg. Nr. 50 in den großen Krieg, als Leutnant im Inf.-Reg. Nr. 138 ist er am 23. August 1915 auf dem Vormarsch in Rußland bei Posimicze gefallen und begraben. Walter Flex, der dem toten Freunde eine Sonnenblume in die Hand gab, und andere Blumen des Feldes auf seinen Grabhügel legte, hat ihm das kostbarste Denkmal gesetzt, das einem jungen Deutschen gesetzt werden kann. **Ernst Wurche ist wie sein Freund und Dichter Walter Flex als „Wanderer zwischen beiden Welten" das herrliche Vorbild der jungen deutschen Frontgeneration und der ihr folgenden Geschlechter geworden.**

Da wir am 6. Juli 1937 den 50. Geburtstag des Kriegsdichters Walter Flex feiern, geben wir nachstehend aus dem „Wanderer zwischen beiden Welten" (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München) einen Abschnitt wieder, der die letzte gemeinsame Geburtstagsfeier der beiden Freunde an der Ostfront beschreibt. Auch bei dieser Wiedergabe folgen wir der Mahnung des frühvollendeten Kriegsdichters: **„Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden!"**

. . . . . Aber ehe uns der wachsende Strom des großen Kampfes erfaßte und in seinen Strudeln fortriß, wurden uns noch ein paar klare, glückliche Tage geschenkt, deren Bild aus der Vergangenheit herüberleuchtet wie der Schimmer von fernen, schönen, hellspiegelnden Seen. Unsere Kompanie wurde zu Anfang des Juli auf fünf Tage aus den Gräben gezogen und kam unter Laubhütten und Zelten tiefer im Walde in Ruhestellung. Der Zufall wollte, daß in diese Zeit mein Geburtstag fiel, und der Freund half den Tag feiern, nicht mit vollen Gläsern und Liederlärmen, sondern in seiner Art mit Sonne, Wald und Wasser und dem Ewigkeitsklang uralt schöner Worte, die sich auf jungen Lippen verjüngten und beseelten. Der waffenlose, wolkenlose Feiertag des 6. Juli wurde ganz ein Geschenk seines frischen Herzens an das meine. Als die Sonne am höchsten stand, gingen wir aus dem Schatten der roten Föhren zu den Nettawiesen hinunter. Die Sonne badete im tiefsten Blau des vom Nachtgewitter erfrischten Himmels und überspiegelte mit feuchtem Glanz die hellschimmernden Flußwindungen und den fern in stählernem Blau aufblendenden Schild des Sajno-Sees. Das Licht troff durch das vollsaftige Grün der strotzenden Pappeln und Weiden, und über dem wuchernden Gras der weiten Koppeln flimmerte die Luft und zitterte unter dem Atem der erwärmten Erde. Wir warfen die Kleider am Netta-Ufer ab und badeten. Mit dem Strom trieben wir in langen Stößen hinab, schwammen gegen den Strom zurück, daß sich uns das Wasser in frischem Anprall über die Schultern warf und stürzten uns immer aufs neue von der sonnenheißen Holzbrücke, die gegen die Sohlen brannte, kopfüber in weitem Sprung in den Fluß. Auf dem Rücken trieben wir geruhig stromab und liefen auf dem lauen Sand am Schilfufer zurück. Im buntwuchernden Wiesenkraut ließen wir uns von Sonne und Wind trocknen, und die leisen zitternden Sonnenwellen rannen gleichmäßig durch Luft und Sand und Menschenleib und durchgluteten alles Lebendige mit trunkener Kraft und erschlaffender Freude.

> Die Wiese schäumt von Blüten,
> Der Wind singt d'rüber hin,
> Den sonnenlichtdurchglühten
> Leib bad' ich kühl darin.
>
> Du freie Gottesschmiede,
> Du lohe Sonnenglut,
> Inbrünstiglich durchglühe
> Leib, Seele, Herz und Blut!

Ins Glühen unermessen
Und Blühen eingewühlt
Will ich den Tod vergessen,
Der alle Erde kühlt.

Glüh' Sonne, Sonne glühe!
Die Welt braucht soviel Glanz!
Blüh' Sommererde, blühe,
Ach blühe Kranz bei Kranz!

Geschützdonner grollte von fern herüber, aber die Welt des Kampfes, dem wir auf Stunden entrückt waren, schien traumhaft fern und unwahr. Unsere Waffen lagen unter den verstaubten Kleidern im Grase, wir dachten ihrer nicht. Eine große Weihe kreiste unermüdlich über der weiten schimmernden Tiefe grüner Koppeln und blauer Wasser; an ihr, deren schlanke Schwingen in weitem, prachtvollem Schwung zu lässigem Schweben ausholten, hingen unsere Blicke. War es der Raubvogel, der die Seele des jungen Menschen neben mir emporriß in freier Gottesfreude? Der Wandervogel, der einst in deutschem Gotteshause eingesegnet worden war mit dem seiner Seele ebenbürtigen Spruch: „Die auf den Herren hoffen, haben neue Kraft, daß sie auffahren wie Adler!", der junge Gottesstudent fühlte seiner Seele die Schwingen wachsen von jener ewigen Kraft, die „deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirst wie ein Adler", und frei und leicht hob er sich und den Freund empor über die hellen Tiefen der bunten Erde. Der junge Mensch stand schlank und hell auf dem blühenden Grunde, die Sonne ging schimmernd durch seine leichtgebreiteten Hände, und die Lippen, die so oft von Goethes Liedern überflossen, strömten den uralt heiligen Wohlklang der Psalmen Davids über den sonnentrunkenen Gottesgarten hin:

„Herr, mein Gott; du bist sehr herrlich!
Du bist schön und prächtig geschmückt!
Licht ist dein Kleid, das du anhast!
Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich.
Du wölbest es oben mit Wasser.
Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen
und gehest auf den Fittichen des Windes.
Du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu
Feuerflammen, der du das Erdreich gründest auf
seinem Boden, daß es bleibt immer und ewiglich.
Die Ehre des Herrn ist ewig.
Der Herr hat Wohlgefallen an seinen Werken.
Er schauet die Erde an, so bebet sie . . .
Ich will dem Herren singen mein Leben lang und meinen Gott
loben, solange ich bin.
Meine Rede müsse dem Herrn wohlgefallen. Ich freue mich
des Herrn!"

Das ewige Preislied Gottes aus seiner Schöpfung ging über die reife, in ihren Tiefen erwärmte Erde hin. Der Wohlklang der jungen Stimme umlief wie ein tönendes Kristall den klaren Wein der ewigen Worte. Der ebenmäßige Mensch in seiner jungen Schlankheit stand selbst wie ein Dankesmal der Schöpfung in dem hellprangenden Gottesgarten, und von seinen frischen Lippen ging ein Hauch religiösen Frühlings über Erde und Menschen hin.

Über die weiten Koppeln hin stob der übermütige Galopp sattelloser Pferde. Stuten und Fohlen weideten auf den Nettawiesen. Im Wasser und an den grünen Ufern des Flusses wimmelte es von den hellen Leibern badender Soldaten, die lichten Breiten der Netta schäumten von Wasser, Sonne und ausgelassenem Lachen. Die ewige Schönheit Gottes prangte über dem weiten Gottesgarten und leuchtete als Sonne und Schild über dem hellen Bilde des Jünglings . . .

Über den Lärm und Glanz aller Köpfe und Siege hin glänzt das Bild dieser Stunde in mir nach als der stärkste Eindruck, den ich mit Seele und Sinnen im Leben empfangen habe.

Aber am Abend des Tages stand derselbe Mensch im grauen Waffenrock neben mir auf dem dunklen Hochstand im Wipfel einer Doppelfichte, von wo tagüber unsre Baumposten das Kampfgelände mit Ferngläsern absuchten, und ließ spielend den roten Mond im hellen Stahl seines breiten Seitengewehrs spiegeln. Seine rechte Hand glitt in leiser Unruhe prüfend an der Schneide entlang, und Auge und Hand freuten sich, wie so oft, an der römischen Form der blanken Waffe. Mit leicht vorgestrecktem Kopf horchte er nach dem Dunkel der russischen Gräben hinüber, über denen die wachsamen Leuchtkugeln stiegen und sanken. Hinter den schwarzen Holzhütten von Obuchowizna glomm die rote Glut eines Torfbrandes, und schwarzer Ruß flockte in Wolken über den fackelhellen Himmel. Wir sprachen, ins Dunkel der Riesenfichte geschmiegt, von den Kämpfen, denen wir entgegengingen. „Einen echten und rechten Sturmangriff zu erleben", sagte der junge Leutnant neben mir, „das muß schön sein. Man erlebt vielleicht nur einen. Es muß doch schön sein". Und schwieg wieder und blickte auf den breiten Stahl in seinen Händen nieder. Mit einmal legte er mir den Arm um die Schulter und rückte das helle Schwert vor meine Augen: „Das ist schön, mein Freund! Ja?" Etwas wie Ungeduld und Hunger riß an den Worten, und ich fühlte, wie sein heißes Herz den großen Kämpfen entgegenhoffte. Lange noch stand er so, ohne sich zu rühren, mit leicht geöffneten Lippen im heller werdenden Mondlicht, das über die breite Klinge in seinen hellen Händen floß, und schien auf etwas Fremdartiges, Großes und Feindseliges zu lauschen, das im Dunkel verhohlen war. Wie er so wach und durstig in eine nahe, waffenklirrende Zukunft hineinhorchte, schien er mir wie das lebendig gewordene Bild des jungen Knappen, der in der Nacht vor der Schwertleite ritterliche Wacht vor seinen Waffen hält.

An diese seltsame, dunkle Stunde wurde ich erinnert, als ich vor Weihnachten die Mutter des gefallenen Freundes in seiner Heimat besuchte. Nach einer Weile des Schweigens fragte sie mich leise: „Hat Ernst vor seinem Tode einen Sturmangriff mitgemacht?" Ich nickte mit dem Kopfe. „Ja, bei Marthi." Da schloß sie die Augen und lehnte sich im Stuhl zurück. „Das war sein großer Wunsch", sagte sie langsam, als freue sie sich im Schmerze einer Erfüllung, um die sie lange gebangt hatte. Eine Mutter muß wohl um den tiefsten Wunsch ihres Kindes wissen. Und das muß ein tiefer Wunsch sein, um dessen Erfüllung sie noch nach seinem Tode bangt. O, ihr Mütter, ihr deutschen Mütter! — —

Wißt ihr nun, ihr, die ihr diesen Tag nacherlebt habt, von dem ich redete, wißt ihr nun, was es heißt, Wandrer sein zwischen beiden Welten? . . .

Seht ihr einen Menschen in das Gefängnis oder zur Richtstätte führen, sprecht nicht gleich: das ist ein böser Mensch, der gegen die Menschen ein Verbrechen begangen.

Denn vielleicht ist es ein edler Mensch, der den Menschen dienen wollte, und der von ihren Unterdrückern dafür bestraft wird.

Seht ihr ein Volk mit Ketten belastet und dem Henker preisgegeben, sprecht nicht gleich: dieses Volk ist ein gewalttätiges Volk, das den Frieden der Welt stören wollte.

Denn vielleicht ist es ein Märtyrervolk, das für das Heil des Menschengeschlechts stirbt.

Vor achtzehnhundert Jahren geschah es in einer Stadt des Morgenlandes, daß die Priester und die Könige jener Zeit einen Aufrührer, einen Gotteslästerer, wie sie ihn nannten, an das Kreuz schlugen, nachdem sie ihn mit Ruten gepeitscht.

Am Tage seines Todes war großes Entsetzen in der Hölle und eine große Freude im Himmel.

Denn das Blut des Gerechten hatte die Welt gerettet.

Lamenais.

Die deutsche Jugend Ost-Oberschlesiens

eine einheitliche Organisation.

(DPD) Der deutschen Jugend in Ost-Oberschlesien ist von der Behörde wieder eine schwere Enttäuschung bereitet worden. Seit Jahren bemüht sie sich um eine einheitliche Organisation; doch wurde ihr stets ein ablehnender Bescheid zuteil. Diese organisatorischen Schwierigkeiten und ihre wirtschaftlichen Nöte veranlaßten die deutsche Jugend dazu, am 12. November 1936 in einer Kundgebung der Jugendvertreter aus ganz Oberschlesien eine dringende Petition an den Herrn Staatspräsidenten und den Herrn Ministerpräsidenten zu richten und um Abhilfe zu bitten. Gleichzeitig wurde hervorgehoben, daß noch einmal ein Versuch unternommen werden soll, um einen Jugendverein, dessen Tätigkeit sich auf ganz Ost-Oberschlesien erstrecken kann, zu gründen. Der „Deutsche Jugendbildungsverein" in Kattowitz faßte darauf den Beschluß, die Erlaubnis für die Erweiterung seiner Tätigkeit auf ganz Oberschlesien zu beantragen. In diesen Tagen ist jedoch von der Wojewodschaft die Mitteilung gekommen, daß dieses Ersuchen wiederum abgelehnt werde und zwar mit der Begründung, daß „die Entstehung eines solchen Vereins den Rücksichten der Gemeinnützigkeit nicht entspreche".

Die Ablehnung der Bildung eines solchen Vereins ist jetzt bereits zum dritten Mal erfolgt. Im Jahre 1933 war ein Antrag zur Gründung des „Bundes deutscher Jugend" gestellt. Er wurde abgelehnt. Eine Berufung beim Innenministerium hatte keinen Erfolg. Sie wurde nach eineinhalbjähriger Wartezeit verworfen. Dasselbe Schicksal hatte ein weiterer Antrag, in dem um die Erlaubnis zur Gründung einer „Vereinigung deutscher Jugend" nachgesucht wurde. Von dem letzten Rechtsmittel, der Beschreitung des Klageweges beim Obersten Verwaltungsgericht, sah die deutsche Jugend damals ab, weil sie hoffte, daß sie auf Grund einer nochmaligen Klarstellung ihrer Lage doch noch eine andere Entscheidung erreichen könnte. Sie veranstaltete die bereits erwähnte Kundgebung im November 1936, in der sie sich an den Herrn Staatspräsidenten wandte. Bis jetzt ist ihr noch keine Antwort auf ihre Bitte zuteil geworden.

Inzwischen wurde ein weiterer praktischer Versuch unternommen, durch die Ausdehnung der Tätigkeit des „Jugendbildungsvereins"-Kattowitz auf ganz Oberschlesien den so dringend notwendigen einheitlichen Jugendverband zu erhalten. Wie bereits eingangs erwähnt, ist auch darauf ein ablehnender Bescheid der Wojewodschaft eingetroffen. Nochmals hat die Jugend sich nun an das Innenministerium gewandt und gegen den Wojewodschaftsentscheid Berufung eingelegt. Die Antwort ist noch nicht eingetroffen. Falls sie auch diesmal wieder negativ sein sollte, wird die deutsche Jugend gezwungen, den letzten Rechtsweg zu beschreiten und das Oberste Verwaltungsgericht anzurufen.

Friedrich greift ein.

Es geschah in den ersten Jahren, nachdem Friedrich der Große zur Regierung gelangt war, daß Klagen an sein Ohr drangen, über einen Beamten in einer Kreisstadt, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, keinen Tag vor zwei Uhr am Nachmittag im Amte zu erscheinen. Er hatte strengen Befehl gegeben, ihn vor dieser Zeit unter gar keinen Umständen mit irgendwelchen Dienstgeschäften zu behelligen. Die Folge dieses Verhaltens war, daß die in den weiter von der Stadt entfernten Gegenden wohnenden Leute, die zur Erledigung ihrer Angelegenheiten mit dem Beamten zu tun hatten, gezwungen waren, in der Kreisstadt zu übernachten.

Als Friedrich von dieser Sache hörte, wollte er zuerst ein Exempel statuieren und den Beamten ohne weiteres absetzen. Da er aber vernommen hatte, daß es sich im übrigen um einen recht fähigen Kopf handle, der vielleicht auf andere Weise doch noch zu einem richtigen preußischen Beamten gemacht werden könne, so beschloß der König selbst einzugreifen.

Er bewahrte Stillschweigen über sein Vorhaben, legte bürgerliche Kleidung an, ließ zwei der besten Pferde vor einen unscheinbaren Wagen spannen und verließ, nur von einem verläßlichen Kutscher begleitet, am frühen Morgen Potsdam. Damals war das Bild Friedrichs seinen Untertanen noch nicht so vertraut wie in späterer Zeit, so daß es ihm ohne weiteres gelang, sich in dem Gasthof der Kreisstadt, die er am Abend erreicht hatte, unerkannt unter die Stammgäste zu mischen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, wobei er sich als Geschäftsmann aus Berlin ausgab, der am nächsten Morgen zeitig den Beamten sprechen und dann sehr bald wieder abreisen müsse, um noch vor der Nacht zu Hause zu sein.

Da begannen die Herren am Stammtisch sehr vernehmlich zu lachen: „Sie wollen am Vormittag vorgelassen werden? Man merkt, daß Sie die Verhältnisse hier nicht kennen. Es ist leichter, den Mond mit einem Luftballon als eine Audienz bei dem Beamten vor zwei Uhr nachmittags zu erreichen."

„Wir werden sehen", antwortete der Fremde und verabschiedete sich, um sein Zimmer aufzusuchen.

Am nächsten Morgen erschien er auf dem Amt und begehrte den Beamten zu sprechen. „Kommen Sie um zwei Uhr wieder!" lautete der Bescheid, den der König erhielt.

„Meine Angelegenheit ist dringend, melden Sie mich dem Herrn!"

„Ich habe ausdrücklichen Befehl, am Vormittag nicht zu stören."

„Und es gibt keine Ausnahme?" — „Keine." — „So überreichen Sie dem Herrn diesen Brief, sobald er auf dem Amt erscheint."

Der König, den niemand erkannt hatte, bestieg darauf den Wagen und fuhr nach Potsdam zurück. Der Beamte erschien um zwei Uhr auf dem Amt und fragte, wie jeden Tag: „Was Neues, Bollermann?" „Nicht viel. Herr Rat, ein Herr war da, der Sie sehr gern gesprochen hätte. Hier ist der Brief, den ich Ihnen übergeben soll."

Der Beamte las und erbleichte. Immer wieder las er die zwei Worte, die auf dem Papier standen: Fridericus Rex. Der Mann sprang auf und fuhr den Amtsdiener an: „Kerl, warum habt Ihr mich nicht gerufen?" „Ich hatte doch strengen Befehl, nicht zu stören." — „Ja, wißt Ihr denn, wer der Fremde war? Der König, der König . . ."

Der Beamte sank in seinen Sessel: Entlassen, mit Schimpf und Schande davongejagt, verlacht, verspottet sah er sich . . . Was war zu tun? Es gab nur eine Rettung: Sofort nach Potsdam!

Am nächsten Tag war der Beamte im Schloß, nannte seinen Namen und bat, vorgelassen zu werden.

„Seine Majestät hat heute keine Zeit, kommen Sie morgen wieder."

Am folgenden Tage wiederholte sich das gleiche, und so ging es Tag und Tag, bis eine ganze Woche verstrichen und der Beamte der Verzweiflung nahe war. Nun stand er vor dem König.

„Hat Er nun gelernt, was es heißt: warten zu müssen, wiederkommen zu müssen, Zeit zu versäumen, weil der, mit dem man zu sprechen hat, keine Luft verspürt, Gehör zu schenken? Hat Er das nun gelernt?"

„Majestät, ich bitte um Gnade, ich habe mich vergangen aber ich habe gebüßt, die Woche hier in Potsdam werde ich niemals vergessen!"

„Er gehört mit Schimpf und Schande kassiert, das weiß Er, aber ich will's noch einmal mit Ihm versuchen. Kommen mir aber die geringsten Klagen, dann ist es aus mit ihm, dann jage ich Ihn zum Teufel, verstanden?"

Also erzog der große Friedrich einen, der vergessen hatte, was seine Pflicht war. Und es wird berichtet, daß der Beamte von Stund an pünktlich auf dem Posten war, sich durch Gerechtigkeit und Freundlichkeit große Beliebtheit errang, kurz, daß er ein Mann war nach dem Herzen des Königs.

Hans Gäfgen.

Der Berserker.

Wesen und Deutung der Erscheinung.

Der in den deutschen Sprachschatz übergegangene Begriff des Berserkers ist aus der altnordischen Welt zu uns gekommen. Volkskundlich betrachtet, bedeutet ber = serker soviel wie „Bären-Kleid". Hiervon ausgehend, hat man den Berserker ursprünglich als eine Ausgeburt des Aberglaubens, als ein Seitenstück zum Werwolf zu deuten versucht: als einen Menschen, der es durch Zauberkunst verstand, nachts die Gestalt eines reißenden Tieres anzunehmen, und der nun auch mit dessen Kraft und Wildheit begabt war. Aber diese Deutung geht fehl und entbehrt jeder greifbaren Unterlage. Der Name und die Erscheinung des Berserkers ist uns besonders aus den altisländischen Sagas geläufig geworden. Selbst die älteste, noch dem mythisch-heroischen Sagenkreis zugehörende Hervarar-Sage, in welcher der Berserker erscheint, stellt klar heraus, daß es sich bei ihm nicht um ein Fabelwesen handelt. Diese Saga erzählt nämlich von einem in Norwegen lebenden Mann, der so tollkühn war, daß er es verschmähte, zum Kampf den Harnisch anzulegen. Vielmehr kämpfte er im Kleid aus Bärenfell. Ebenso machten es seine zwölf Söhne, die sämtlich gleich ihm durch eine rasende Wut im Kampf ausgezeichnet waren. Möglicherweise ist von diesem Prototyp des Berserkers der Name dann auf alle anderen Männer übergegangen, die dem Berserkergang verfallen waren.

Die Sagas berichten häufig von Berserkern, und zwar als einer geläufigen Erscheinung. Wir erfahren, daß die norwegischen Könige sich Berserker-Abteilungen hielten, die sie bei besonders gefährlichen Unternehmungen einsetzten. Die Berserker werden als Leute geschildert, die ohne jeden vernünftigen Grund in den Zustand wüsten Rasens verfallen und daher allgemein bekannt und gefürchtet waren. Die Schilderung der Berserkerwut ist überall die gleiche: Die Menschen beginnen tierisch zu brüllen, verdrehen die Augen, beißen in den Schildrand und schlagen blindlings jeden nieder, der sich ihnen in den Weg stellt. Während des Wutanfalls sind sie von übermenschlicher Stärke und gelten als unverwundbar. Zum mindesten können ihnen Wunden nichts anhaben.

Fragt man sich nun, welcher Art pathologischer Erscheinungen der Bersergang zugehören mag, so will sich zunächst ein Vergleich mit dem Amoklauf aufdrängen. Bekanntlich geraten die malaiischen Bewohner der Sunda-Inseln aus Anlaß schwerer seelischer Erregung (Ehrenkränkung, Eifersucht usw.) genau wie die Berserker in eine blinde Wut, so daß sie mit gezücktem Dolch durch die Straßen rennen und alles niederstechen, was ihnen über den Weg läuft. Trotz dieser Gleichheit des äußeren Bildes besteht aber zwischen beiden Erscheinungen ein wesentlicher Unterschied: Beim Amoklauf handelt es sich stets nur um einen einmaligen Fall. Es gibt keine gewohnheitsmäßigen Amokläufer.

Vermutlich handelt es sich hier um Erregungszustände, wie sie von gewissen Rauschgiften erzeugt werden. Daß im alten Island die Ursache des Berserkergangs bekannt war, beweist eine Strafvorschrift im altisländischen Recht aus der Zeit nach Einführung des Christentums. Diese Bestimmung stellt den Berserkergang unter Strafe, setzt mithin ein Verschulden des in Wut Geratenen voraus. Wir haben es hier also mit einer Strafbestimmung zu tun, wie sie sich in unserem heutigen Recht gegen den Mißbrauch von Kokain und ähnlichen Rauschgiften richtet.

Um was für ein Rauschmittel handelt es sich nun? Auch diese Frage kann auf Grund wissenschaftlicher Forschung behandelt werden. Der Pharmakologe und Mediziner weiß, daß z. B. das Gift des Fliegenpilzes (Schwammes) beim Menschen Erscheinungen hervorruft, die denen der Berserkerwut aufs Haar gleichen. Nämlich im ersten Stadium eine ungewöhnliche Steigerung der Körperkraft, Unempfindlichkeit gegen Schmerzen und Sinnestäuschungen, besonders auch der Augen — im zweiten Stadium völlige Erschlaffung. Vergleicht man diese Symptome mit den oben wiedergegebenen Merkmalen, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die nordischen Berserker vor ihren wilden Kämpfen einen Saft getrunken haben, der aus dem Fliegenpilz gewonnen wurde.

Dr. Paul Grabein.